

Dazu entkräften sie keinesfalls die Mehrverkehrseinrede, wenn die mehreren Beischläfer gleichen Blutgruppen angehören. Ob in absehbarer Zukunft das von den Dortmunder Stadtärzten Dr. Löns und Dr. Hompesch erstmalig auf dem letzten Ärztekongreß in Heidelberg vorgetrage Verfahren zur positiven Feststellung der Vaterschaft eine absolut sichere Feststellung ermöglichen wird, muß abgewartet werden. Von der Seite des unehelichen Kindes aus gesehen, ist die Mehrverkehrseinrede, abgesehen von den wirtschaftlichen Nachteilen, auch darum von Schaden, weil sie die Kinder mit ungewisser Vaterschaft gegenüber denen mit festgestellter deklariert.

Die in der Sozialversicherung und im Versorgungsrecht seit dem ersten Weltkrieg erfolgte Ausdehnung der Leistungen für eheliche Kinder auf uneheliche Kinder des Versicherten kann nur begrüßt werden, stellt diese Entwicklung doch eine wirksame Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des unehelichen Kindes dar. Dadurch ist erreicht, daß für den Fall der verminderten oder ganz ausfallenden Erwerbsfähigkeit des unehelichen Vaters dieses Risiko nicht zu Lasten des unehelichen Kindes geht, sondern der Staat die Bürgschaft für die Sicherheit der Unterhaltsleistungen übernimmt. Aus dieser Rechtsentwicklung kann aber nicht ein Argument für die Forderung nach einer familienrechtlichen Gleichstellung der unehelichen mit den ehelichen Kindern hergeleitet werden, da die im öffentlichen Recht bedingt anerkannte tatsäch-

liche Abstammung zwischen Vater und unehelichem Kinde von anderen Voraussetzungen ausgeht und andere Ziele verfolgt als die familienrechtliche Verwandtschaft des bürgerlichen Rechts.

Das uneheliche Kind, ein ethisches Problem

Zusammenfassend ist zu sagen: das heute geltende Unehelichenrecht ist verbesserungsbedürftig. Jede Reform hat aber aus dem Gesamtbereich des Familienrechts, dessen Grundpfeiler die verfassungsmäßig garantierte Ehe und das Eltern-Kind-Verhältnis sind, zu erfolgen. Eine familienrechtliche Gleichstellung des unehelichen Kindes mit dem ehelichen Kinde würde dem durch Art. 6, Abs. 5 Bonn. G. G. zum Ausdruck gebrachten Reformziel zuwiderlaufen. Das familienrechtliche Mutter-Kind-Verhältnis ist als die ansprechendste Lösung des Problems der unehelichen Kindschaft anzusehen. Alle Maßnahmen zur Erweiterung der Verantwortung des Vaters sind auf das Mutter-Kind-Verhältnis abzustimmen. Im Interesse des Kindes sollte die Mehrverkehrseinrede beseitigt werden.

Darüber sollte Klarheit sein: das Gesetz kann nicht jede Härte und Unbilligkeit beseitigen. Diese auszugleichen ist vornehmste Pflicht und Aufgabe von uns allen und der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege im besonderen. Damit soll gesagt sein, daß das Problem des unehelichen Kindes zwar auch von der rechtlichen, in der Hauptsache aber von der sozial-ethischen Seite her zu sehen ist.

Aus dem geistigen Leben

Die menschliche Armseligkeit und die Heiligkeit

Fragen um das Werk Graham Greenes

Im folgenden stellen wir zwei Dokumente einander gegenüber, die sich beide mit Graham Greene und seiner Darstellung der „Heiligkeit“ oder vielmehr des Heils befassen — das eine ausdrücklich, das andere, indem es zu seinem Gegenstand, der Heilsmöglichkeit der seelisch Armen und Kranken, das Werk Graham Greenes als Beispiel anführt, und zwar gerade in der Hinsicht, in der es auch das andere Dokument betrachtet. Die beiden Dokumente vertreten jedoch entgegengesetzte Haltungen. Auf welcher Seite ist der tiefere Blick? Welche kommt dem christlichen Verständnis näher?

Das erste Dokument, das zu seinen Ergebnissen z. T. auch deshalb kommt, weil es einige irrige Voraussetzungen macht, scheint uns der Wiedergabe wert, da es die Haltung einer großen Schicht von Katholiken widerspiegelt. Das zweite Dokument stellt dieser eine Einsicht entgegen, die dazu beitragen kann, jenes Urteil zu berichtigen und zu vertiefen.

Das erste ist der Herder-Korrespondenz vor einiger Zeit von einem Gefängnisgeistlichen zugeschickt worden als das Werk eines seiner Gefangenen, der nach seiner eigenen Aussage als junger Mensch „den Existentialismus bis in die allerletzten Konsequenzen, bis zum Selbstmordversuch durchgepaukt hat“, wobei er sich eine Freiheit anmaßte, die ihn mit den Gesetzen der Menschen

und Gottes in Konflikt brachte und in lebenslänglicher Zuchthausstrafe endete. Dann aber hat er „das Wirken der Gnade durch die Sakramente in radikaler Weise erfahren“. Nun ist er empfindlich gegen alles, was, wie er meint, junge Menschen auf den gleichen Abweg bringen könnte, den er selber hinter sich hat. Und zu den gefährlichen Lektüren rechnet er auch Graham Greene. Das zweite Dokument ist die in der Zeitschrift „Etudes“ (Juli/August 1950, S. 59-65) sowie in dem Sammelband „L'Humanisme et la Grâce“ (der die Vorträge der „Semaine des Intellectuels Catholiques“ von 1950 enthält) veröffentlichte Rede, die P. Louis Beirnaert SJ vor den Teilnehmern der Tagung der katholischen Akademiker Frankreichs in Paris vom 7. bis 14. Mai dieses Jahres gehalten hat. Sie hatte zum Thema die Frage: „Hängt die Heiligung von der psychischen Veranlagung ab?“ (La Sanctification dépend-elle du Psychisme?) — und P. Beirnaert exemplifiziert seine Auffassung an der Gestalt des Schnapspriesters aus Graham Greenes „Die Macht und die Herrlichkeit“.

Wir geben das erste Dokument unter Weglassung einiger nicht zum Thema gehöriger Sätze wieder, jedoch mit einer Vorbemerkung. Der Verfasser macht zwei weitverbreitete irrige Voraussetzungen. Die erste ist die, daß es Aufgabe des Kunstwerkes sei, Vorbilder aufzustellen. Das ist aber nicht das Wesen und die Rolle der Kunst. Jede Kunst hat, wenn man es sehr schlicht ausdrücken will, die Aufgabe, ein Stück Wirklichkeit zu durchleuchten. Der vorbildliche Mensch ist dabei nur eine unter den vielen Wirklichkeiten, die der Durchleuchtung har-

ren. Der schöpferische Künstler wendet sich jener Wirklichkeit zu, die ihn bedrängt, deren Durchleuchtung ihm unerlässlich scheint, nicht um Vorbilder zu schaffen, sondern um auszusagen, was ist. Die Begegnung mit dem Kunstwerk bedeutet also vor allem Erweiterung der erlebten Wirklichkeit. Wenn aber für den Christen wirklich die Welt Gottes Schöpfung und der Mensch Gottes Ebenbild ist, so ist es gewiß ein sehr dringliches christliches Anliegen, in einer Zeit, da jeder von der Armseligkeit und Niedrigkeit weiter Bereiche in sich und um sich bedrückt wird, aufzuweisen, daß auch hier noch Gott ist und gefunden werden kann. Damit hängt die zweite falsche Voraussetzung des Verfassers des ersten Dokuments zusammen: er verwechselt Tugend und vor allem glückliche Veranlagung zur Tugend mit Erlösung, mit der Möglichkeit der Heiligung — doch hier die genauen Verhältnisse aufzuweisen, ist das Thema des zweiten Dokuments, des Vortrags von P. Beirnaert. Wir lassen nun das erste Dokument folgen:

Kritik an der „Realistik“ der modernen Dichter und Schriftsteller

„Es war von jeher die edelste Aufgabe des Dichters und Schriftstellers, in den Zeiten schwerer geistiger Erschütterungen die seelische Not seiner Mitmenschen in der Tiefe echt menschlichen Miterlebens zu erfassen und sie aus der Höhe seiner dichterischen Kraft zu gestalten und darzustellen. Darüber hinaus aber sollte er auch Lehrer und Prophet sein. Es genügt nicht immer, Tatsachen aufzuzeigen, die der Mensch ohnehin täglich erlebt und deren Konsequenzen er am eigenen Leibe erfährt, der Dichter soll auch die inneren Zusammenhänge zwischen diesen notvollen Realitäten und der persönlichen Schuld des Menschen sehen und aufdecken. Er soll dadurch zum mahnenden Wegweiser werden, der dem Menschen nicht nur zeigt, wie er ist, sondern auch, wie er sein soll.

Wenn wir das Resultat eines Streifzuges durch unsere moderne Literatur der letzten Jahre betrachten, dann zwingt sich die Frage auf, ob der Dichter uns wirklich nichts anderes mehr zu geben hat als die Faksimiles der schaudervollen Kapitel aus dem Buche unserer Zeit.

Gewiß, es gibt noch einige Schriftsteller, die sich ihrer Verantwortung bewußt sind und danach ringen, die Problematik unserer gegenwärtigen Krise Erlösung suchend auszudeuten. Sie werden in den Bücherecken auch wohl noch besprochen, gelesen aber werden die anderen, die mit fast sadistisch anmutendem Eifer in den ekelhaften Geschwüren einer Menschenklasse herumstochern, ohne dabei Hoffnung zu geben, daß ihr Tun sinnvollen Zwecken dient. Realität um der Realität, besser um der Sensation willen.

Wenn aber Kunst nicht mehr erhebend oder läuternd wirkt, dann ist sie entweder hochmütiger Selbstzweck, oder sie wird zum Nervenkitzel für die Masse. Auch heute noch gilt das Wort Goethes: „Wenn wir die Menschen nehmen, wie sie sind, dann machen wir sie nur noch schlechter; wenn wir sie aber behandeln, wie sie sein sollen, dann bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.“ Es zeigt sich, daß ein großer — vielleicht gar der größte — Teil unserer modernen, literarisch hochqualifizierten Autoren zügellos dieser nur-realistischen Richtung hingegeben ist. Bedenklich wird diese Angelegenheit jedoch, wenn jene Art Literatur ihren Stoff im religiösen

Bereich sucht und den Anspruch erhebt, mit ihren eigenwilligen Darstellungen die Lehren der Kirche zu interpretieren. Religiös getönte Stoffe sind nachgerade Modartikel geworden, und mit entwaffnender Unbefangtheit wird immer wieder versucht, einen bestimmten Romanhelden als religiösen Typus herauszustellen, dessen religiöses Erleben tatsächlich aber mit echter Religion nichts oder nur sehr wenig zu tun hat. Wenn ein Mensch in den entscheidenden Phasen seines Lebens seine Bindung an die Religion von seinen subjektiven Bedürfnissen bestimmen läßt, so mag diese Art Religion in verschiedenen christlichen Bereichen noch diskutabel sein — in der katholischen Kirche gilt sie jedenfalls nicht.

Gegen Graham Greenes „Das Herz aller Dinge“

Zu den Romanen, in denen diese Stoffe behandelt werden, gehören Graham Greenes „Das Herz aller Dinge“ und „Die Macht und die Herrlichkeit“, die merkwürdigerweise auch von einigen katholischen Blättern positiv besprochen wurden. Im katholischen Irland wurden sie verboten. Es ist nicht meine Absicht, diese Bücher vom Literarischen her zu beurteilen. Ich will nur einige wesentliche Züge herausgreifen, die mir für ihre Beurteilung aus der katholischen Sicht von Bedeutung scheinen.

Im „Herz aller Dinge“ stirbt der Held (ein zum Katholizismus konvertierter Polizei-offizier) in einer Art „gläubiger Verzweiflung“ durch einen raffiniert überlegten Selbstmord. Er weiß zwar den Weg, der ihn aus aller Verstrickung herausführen kann, aber er geht ihn nicht, weil er glaubt, daß das Gesetz seiner Ich-Welt, die Bindung an diesseitige Opportunität stärker ist als die Verpflichtung zur sittlichen Ordnung der Kirche. In dieser Spannung, die jedem Menschen zu lösen aufgegeben ist, versagt er. Aber dieses Versagen ist hier, genau besehen, keine Niederlage, sondern ein Sieg über allen „Formalismus“, der den Menschen zum Sklaven einer ihm fremden Ordnung machen will. Schließlich wird dann der Selbstmord durch einen berufenen Diener der Kirche bemäntelt mit dem Hinweis auf Gottes allerbarmende Liebe. Es wird kühn behauptet, daß der Selbstmörder geradezu durch und in seiner Sünde Gott geliebt habe. „Gottes Barmherzigkeit ist ja größer als alle Bosheit der Menschen“ (Bosheit ist hier mit Unzulänglichkeit zu übersetzen). Gewiß, das ist schon richtig, aber wir wissen auch, daß Gottes Gerechtigkeit ebenso unwandelbar ist wie seine Liebe, wenn wir sie nicht durch unser tätiges reuevolles Wollen ausschalten.

Die Folgerungen aus diesem Roman sind naheliegend: „Macht nur weiter so, ihr Schwachen und Schwächlinge! Die Verantwortung für euer Handeln nimmt euch die Gnade ab“. Man wird hier peinlich an das Wort erinnert: „Pecca fortiter, sed crede fortius“. Im Grunde handelt es sich hier um den getarnten Versuch, dem Menschen zur Autonomie zu verhelfen. Das Dogma der Kirche wird zur bedeutungslosen theoretischen Fiktion, das innere Gesetz des Menschen wichtiger als das offenbarte und von der Kirche verkündete Gesetz Gottes. Wo aber der Mensch sich über dieses Gesetz erhebt, wo seine ichbezogenen Impulse wichtiger sind als dieses, muß der Mensch damit rechnen, sich in der Ewigkeit der Gerechtigkeit Gottes gegenüberzusehen.

In „Die Macht und die Herrlichkeit“ wird das Schicksal eines sittlich total verkommenen Priesters erzählt, der während der wüsten Kirchenverfolgung in Mexiko als einziger Priester den Hinrichtungen entrann und der nun von den Behörden gejagt wird. Im Volksmund heißt er einfach „der Schnapspriester“. Er ist die grauenhafte Verzerrung dessen, was er eigentlich sein sollte. Dennoch aber drängt sich das Volk zu ihm, weil es in ihm trotz allem den Gesalbten sieht, der Macht hat loszusprechen und zu konsekrieren. Er selbst ist sich seines Zustandes bewußt, — aber da ist keine Reue, nur ein furchtsames Bedauern; kein entschlossener Wille zur Umkehr, nur ein labiles Möchten. So treibt er halt- und hoffnungslos weiter, bis ihn sein Schicksal ereilt: die Gefangennahme und der Tod. Aber auch hier wird keine männliche Haltung sichtbar, ganz zu schweigen von Märtyrermut. Sein Ende ist nichts anderes als die Folge einer unglücklichen Verkettung von Umständen und willenslosem Sichtreibenlassen.

Es wird nun katholischerseits darauf hingewiesen, daß in dem Roman das opus operatum des Sakraments herausgestellt wird und daß der geweihte Priester auch als verworfener Sünder Priester bleibt, der den Menschen das Heil vermittelt usw. Richtig, aber durch die überspitzte Art der Darstellung muß ein Leser, der die Lehre der Kirche in diesen Punkten nicht genau kennt, unbedingt zu dem Schluß kommen, daß er es hier mit magischen Wirkungen zu tun hat, die sich wesentlich kaum von Zauberei unterscheiden. Die Sakramente werden in widerlicher Weise zu Handelsobjekten, die Menschen drängen zu den Sakramenten in dumpfer Angst, wie der Neger zum Amulett. Ein höherer Impuls bei dem gesamten hier dargestellten religiösen Leben wird nirgends sichtbar. Hier werden Verirrungen typisiert, die doch nur selten sind. Hinzu kommt, daß die einzigen normalen Menschen mit gesunden Reaktionen zwei deutsche Protestanten sind und ein mexikanischer Offizier, der ungläubig ist. Gewisse Geschmacklosigkeiten in der Handlung, die weiter keinen symbolischen Wert für eine Entwicklung haben, seien nur am Rande vermerkt. Es scheint, daß ihr vornehmlicher Zweck ist, realistisch zu wirken, z. B. die widerlichen Details einer nächtlichen Szene in der Gemeinschaftszelle des Polizeigefängnisses. Und was soll man zu der folgenden Stelle sagen, wo der Schnapspriester einen Traum erzählt, der ihn in eine Arena versetzt: „... eine Marimba spielte klingend und eintönig, ein Feuerwerk wurde abgebrannt. Christus tanzte in die Arena, tanzte und stellte sich in Positur, mit blutig bemaltem Gesicht, auf, ab, auf, ab, er grimassierte wie eine Prostituierte, lächelte vieldeutig...“? — — —

Was versteht der moderne Mensch unter Gnade?

Von anderer Seite wird betont, daß die Bedeutung der Gnade des Deus absconditus, des verborgenen Gottes, in diesem Roman im Vordergrund stünde. Jene Gnade, die es ermöglichte, die Sakramente der Kirche „so zweitrangig zu behandeln“ (Zehrer). Wir Katholiken wissen, daß Gott mächtig ist, auch ohne Sakramente aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken. Wir wissen aber auch, daß der Gottmensch selbst uns geboten hat, die Sakramente seiner Kirche zu benutzen, um das Heil zu erlangen. Christus und seine Sakramente, Christus und

seine Lehre, Christus und seine Kirche sind uns immer noch wichtiger als alle verschwommenen Spekulationen auf unergründliche Gnadenerweise.

Es hat zuweilen den Anschein, als wäre der Begriff Gnade für manche Menschen nur eine spekulativ erungene Notlösung für die unheimliche Problematik des Seins schlechthin. Sie schauern vor den trostlosen Perspektiven einer existentialistischen Philosophie Sartrescher Prägung. Ihr verzweifelt Suchen kreist dabei immer noch sehnsüchtig um die Torsos ihrer humanistischen Ideale, die vor der erlebten Realität in Trümmer sanken. Die Ausweglosigkeit des Denkens soll nun beschworen werden durch die Annahme einer allmächtig waltenden Gnade, die den Menschen wollend oder nichtwollend zum Ziele führt. (Im Grunde ist diese Lösung nicht einmal neu, neu ist nur die geistige Situation, durch die sie stimuliert wurde.) In letzter Konsequenz dieses Gedankens wird dann der Aufschrei des Menschen verständlich: „Schau her, Gott, das hast du aus mir, deinem Geschöpfe, gemacht! So tief bin ich gesunken!“ Der Mensch aber, der aus dieser Haltung zur katholischen Kirche stößt und hier sein Heimatrecht behaupten will, muß lernen, daß auch die Gnade an seinem Ich zerschellen wird, wenn er sich ihr nicht mit seinem innersten Wollen hingibt.

Wenn diese Romane über den rein literarisch bestimmten Zweck hinaus noch eine andere Tendenz verfolgen, dann kann es doch nur die sein, die Kirche mit der unerbittlichen Realität des Lebens, mit der zerstörerischen Problematik heutiger Menschen zu konfrontieren, vielleicht um sie zu zwingen, sich vor dieser Realität zu beugen und den Menschen den Weg zum Heile „menschlicher“, d. h. bequemer zu machen. Man vergißt dabei, daß nur jener Mensch an seinen Problemen zugrunde geht, der sie mit „menschlichen“ Mitteln lösen will, und der immer nur danach strebt, seinem Ich Konzessionen zu machen auf Kosten einer Ordnung, deren Zeichen das Kreuz ist. Seit nahezu zweitausend Jahren predigt die Kirche dieses Kreuz; man gebe sich keinen Illusionen hin: nie wird diese Kirche einer geistigen Zeitkrise zuliebe das Wort ihres Meisters unterdrücken „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst.“

Die Armseligen und Schwachen und die Gnade

Wer die Werke Graham Greenes kennt, wird feststellen, daß der Verfasser dieser Kampfansage sie offenbar von Anfang an mit Ablehnung und daher nicht sehr genau gelesen hat, so daß ihm entscheidende Nuancen des öfteren entgangen sind. Major Scobie im „Herz aller Dinge“ ist ein anderer, als er hier erscheint. Doch davon abgesehen sind die Werke Graham Greenes, in denen es um Gott und Erlösung geht, gewiß für viele Leser fremdartig und voller „Ärgernisse“ — es fragt sich nur, ob es heilsame Ärgernisse sind. Was ist es denn wirklich, was die modernen Schriftsteller verlockt, diese „Realitäten“ darzustellen?

P. Beirnaert hat seinen eingangs erwähnten Vortrag auf einer Tagung gehalten, deren Gesamthema „Die Menschennatur und die Gnade“ hieß. Sein Beitrag zu diesem Thema betraf die beunruhigende Frage: Sind diejenigen, die im irdischen Leben durch psychische Schäden irgendwelcher Art behindert sind, auch vor Gott gehindert, seine Gnade zu erfahren? Ist also die Naturanlage schon entscheidend für die Erlösung und die Heiligkeit? Das

scheint uns der Liebe und Gerechtigkeit Gottes zu widersprechen. Es ist also ein Problem von unvergänglicher Aktualität für jeden, der sich selber armselig und sündig fühlt — wie jeder Christ sich vor Gott fühlen wird. Da Graham Greene, M. van der Meersch und andere Schriftsteller der Gegenwart ebenfalls von dieser Frage umgetrieben sind, so ruft P. Beirnaert sie für seine Darlegungen zu Zeugen auf.

Hängt unsere Beziehung zu Gott wirklich von unsren psychischen Anlagen ab, die in uns sind, ohne von uns abzuhängen? P. Beirnaert lehnt das nachdrücklich ab. Er setzt sie mit jenem „Schicksal“ gleich, das „uns lenkt“, ohne „uns zu zwingen“: dem mittelalterlichen Menschen trat es in Gestalt der Sterne entgegen, von denen die astrologische Wissenschaft alles abhängen ließ; der moderne Mensch kennt es in Gestalt seiner eigenen psychischen Veranlagung.

Es gibt Menschen, deren psychische Veranlagung so unglücklich ist, daß sie sich nie in Übereinstimmung mit dem Sittengesetz bringen können; sie werden niemals tugendhaft sein, sie schleppen sich dahin von Schwäche zu Schwäche bis zum Ende ihres Lebens. Andere gibt es, die trocken und unheilbar rationalistisch sind und niemals die Sakramente, niemals das Mysterium lieben können. Es gibt infantile Psychen, Anormale aller Art, die niemals zu einer selbständigen Unterscheidung der Werte und zu einer Ausdauer des Wollens gelangen. Sollten alle diese — und sie sind zahlreich — wirklich im Hinblick auf Heiligung und Erlösung im Nachteil sein?

Die alten Hagiographen liebten es, in naiver Weise die glückliche Natur ihrer Helden zu schildern. Aber kann man wirklich in dieser Weise die Heiligung von dem Zufall einer glücklichen Anlage und einer ungeschädigten Entwicklung abhängig machen?

Hier liegt eine Verwechslung von Heiligung und Verwirklichung der sittlichen Vollkommenheit vor. Die Heiligung ist ein Akt Gottes, auf den der Mensch antwortet mit seiner Zustimmung. Sie ist ein Geschehnis zwischen zwei Freiheiten, von denen die eine heilig, die andere sündig ist. Sie setzt voraus, daß der Mensch sich in der Gegenwart eines Mysteriums der Heiligkeit fühlt, vor dem er sich als Sünder erfährt, eines Mysteriums der Liebe, die ihn umsonst rettet, wenn er nur einwilligt, mit der Sünde zu brechen und die Gnade anzunehmen. Dann ergreift die Heiligkeit Gottes ihn im Mittelpunkt seiner Person, in jener feinen Seelenspitze, von der die Mystiker reden. Ein geheimnisvoller Vorgang, durch den der seelische Habitus nicht sofort verwandelt wird, der jedoch bewirkt, daß der Mensch vom Tod zum Leben übergegangen ist.

Diesem rein geistigen Vorgang gegenüber spielen nun die psychischen Veranlagungen keine Rolle mehr. Sich selber abzusterben und Gott zuzustimmen, ist ebenso schwer für den seelisch reich ausgestatteten Menschen wie für den charakterlich Pervertierten oder den Besessenen. Angesichts der Forderung des Der-Sünde-Absterbens, die sich an das Herz des Herzens selber richtet, ist die Lage aller Menschen ganz genau die gleiche. Fast könnte man glauben, der psychisch Arme sei noch besser daran, denn für ihn besteht wenigstens nicht die Versuchung, sich selber zu rühmen wegen seiner Vollkommenheit und Ausgeglichenheit. Aber man muß sich hüten, selbst dem Armen in seiner natürlichen Armut ein Privileg zuzuschreiben,

denn so arm an psychischen Gütern, so unglücklich er auch sich und anderen erscheinen mag, jeder Mensch wird stets alles versuchen, ehe er sein wesentliches Elend anerkennt mit jener Anerkennung, die gänzlich frei von Selbstgefälligkeit und Stolz ist. Es ist für den Armen ebenso schwer, zuzugeben, daß er durch den Anderen (Gott) gerettet wird, wie für den, der im Glanz aller Tugenden steht, zuzugeben, daß Gott alles getan hat und er selber nichts. Für beide handelt es sich um den gleichen Verzicht auf Stolz und Selbstgenügsamkeit.

Seelische Vorbedingungen der Heiligkeit

Aber verlangt nicht wenigstens jene Heiligkeit, die gewöhnlich so genannt wird, gewisse Vorbedingungen, die nicht allen gegeben sind? Geraten wir nicht in Gefahr, einen Bruch zwischen Seelischem und Geistigem zu statuieren, wenn wir die Heiligung so völlig unabhängig von den seelischen Gegebenheiten machen? Ein solcher Dualismus würde dem tatsächlichen Zustand des Menschen nicht entsprechen: der Geist ist in uns aufs engste mit der Seele verbunden.

Es gibt in der Tat eine gewisse psychische Lage, die eine Vorbedingung für die Möglichkeit des göttlichen Eingreifens in die Geschichte selber bildet. Und es gibt auch eine Schwelle (des Irrsinn oder des Kretinismus), unterhalb deren das religiöse Problem für ein Subjekt überhaupt nicht akut wird, zum mindesten so weit unsre Erfahrung reicht.

Es gibt auch gewisse Ereignisse unsres psychischen Lebens, innerhalb deren sich das geistliche Erlebnis am leichtesten abspielt. Im Erlebnis einer Liebe, einer Freundschaftshingabe ebenso wie in einem Angstzustand oder im Ertragen eines Versagens kann ich mich der Gnade öffnen oder ihr verweigern. Aber auch die Depression eines Zyklotymen kann, ebenso wie die hochherzige Geste eines Leidenschaftlichen, den Sinn eines Geschenks Gottes annehmen. Darum darf man auch nie von dem Vorhandensein eines neurotischen Motivs auf die Abwesenheit eines religiösen schließen. Die authentische Zustimmung zur Gnade kann sich mit dem neurotischen Hang verbinden.

Doch die enge Bindung des Geistigen an das Seelische hat noch eine weitere Bedeutung: das in der feinen Seelenspitze neu begonnene Leben drängt danach, sich auf die ganze Persönlichkeit auszubreiten. Gerade bei dieser Ausbreitung des Wirkens des Heiligen Geistes spielt nun die psychische Veranlagung und Normalität eine entscheidende Rolle. Hier haben also Tatsachen wie Leichtigkeit oder Schwierigkeit, keusch, mäßig, sanft und stark zu sein, ihre Bedeutung, ebenso die Fähigkeit, moralische Werte zu erkennen und ihre Verwirklichung mit Beharrlichkeit zu verfolgen, eine Fähigkeit, die bei Neurotikern weitgehend blockiert ist. Wir müssen also anerkennen, daß es gewisse psychische Veranlagungen gibt, die das Reifen der Früchte des Hl. Geistes bedingen, so daß sie zu dem werden, was man die christlichen Tugenden und schließlich die konkrete Ausübung der christlichen Liebe nennt. Wenn diese Eigenschaften fehlen, so kommt es im äußersten Falle nur zu einem unaufhörlichen inneren Kampf, der ebenso unaufhörlich verloren wird. Was aber dann verfehlt wird, ist nicht die Heiligung im eigentlichen Sinne, sondern ihre Eingravierung in die Seele, ihre Kundgabe in frei entfaltetem Tugenden (denn diese dauernde Bemühung — das einzige, dessen manche fähig

sind — ist immer doch schon eine Tugend im Keim). In einem immer noch jammervollen Leben wird sich das Atmen der göttlichen Tugenden dann in einer unerwarteten plötzlichen Zärtlichkeit, einem plötzlichen Liebesausbruch allein bezeugen. Die Zöllner und Sünderinnen werden uns morgen im Reiche Gottes vorangehen; aber auch hier schon offenbaren sie uns bisweilen etwas von dem unaussprechlichen Geheimnis der Liebe Christi: der Schnapspriester in „Die Macht und die Herrlichkeit“ stirbt als Märtyrer. Unter den Neurotikern, ohne Urteil und zuweilen besessen, kennen wir solche, die durch die einfache Treue, mit der sie in der Nacht die göttliche Hand festhalten, die sie nicht spüren, schon hier einen ebenso unerträglichen Glanz ausstrahlen wie der hl. Vinzenz von Paul.

Zwei Arten von Heiligen

Doch wenn wir auch eine gleiche grundlegende Treue gegenüber der Gnade und also eine gleiche Heiligung im Geheimnis annehmen, so gibt es doch zwei Arten von Heiligen. Es gibt die unabsehbare Menge derer, deren Heiligung hienieden niemals in ihrem seelischen Habitus einen Ausdruck findet und die sich erst am Jüngsten Tag erheben werden, um in alle Ewigkeit zu leuchten. Das sind die Heiligen ohne Namen. Und neben ihnen gibt es die Heiligen mit glücklichem Naturell, die keuschen, starken und sanften Heiligen, die kanonisierten und kanonisierbaren Heiligen; ihr Herz ist weit „wie der Sand an den Ufern des Meeres“, und ihre Seele singt schon hier die Ehre Gottes wie eine gutgestimmte Harfe. Aber die einen und die andern sind Brüder. Und die hl. Therese und der hl. Ignatius von Loyola mit ihrem schönen seelischen Gleichgewicht sind näher verwandt mit dem Schnapspriester als mit einem Menschen, der von seelischer Gesundheit und moralischem Konformismus strotzt, aber niemals in seinen Wurzeln erbebt ist und zu Gott gestammelt hat. Die Heiligen, die von Dämonen heimgesucht sind, und die Heiligen, deren Seelen mit Engeln verkehren, haben das gleiche Grunderlebnis; sie reden von Gott und sich selbst in den gleichen Ausdrücken; sie gehören derselben Welt an: einer Welt, in der die einzige Traurigkeit ist, sich Gottes immer so unwürdig zu fühlen, und die einzige Freude, von Ihm geliebt zu werden und zu versuchen, ihm Liebe mit Liebe zu erwidern. Nur für uns sind sie verschieden, für Gott sind sie gleich. Wir werden es am Tage des Herrn sehen.

Dennoch ist es wichtig, denen, die seelisch krank sind, ihre Leiden zu erleichtern. Und nicht nur aus Menschlichkeit, sondern auch um des Glaubens selber willen. Denn die Heiligung ist nicht nur das Ereignis am Ende aller Tage, sondern sie soll auch jetzt schon den ganzen Menschen erneuern nach Gottes Ebenbild. Damit die Früchte des Hl. Geistes aber reifen können, muß der Boden gesund sein.

Was P. Beirnaert in diesem Vortrag am Herzen gelegen hat: zu zeigen, daß auch der psychisch Armselige der Gnade teilhaftig werden kann, eben das ist auch Graham Greenes Anliegen, eben darum kann sein „Schnapspriester“ als Beispiel für P. Beirnaerts Darlegung dienen. Nicht ein „Vorbild“ darf der Leser freilich bei Greenes Helden suchen; was er aber lernen kann, ist, seinen Mitmenschen, auch den armseligsten, in seinem wenn auch noch so verdeckten und gebrechlichen Ringen um Gott zu sehen, zu verstehen und zu achten, dieses Stück Wirklich-

keit, das der Dichter Greene durchleuchtet, den armen, elenden, schwachen Menschen, der doch im tiefsten Innern nicht aufhört, Gott zu lieben. Gewiß sind Greenes Mittel kraß, vielleicht unnötig kraß, das sollte aber nicht davon abhalten, sein eigentliches Anliegen und dessen Wichtigkeit zu erkennen.

Rossellinis Anti-Kriegs-Film „Paisa“

Seit längerem ist von der „Renaissance“ des italienischen Films und seinem „neo-realistischen“ Stil die Rede, von dem alle, die bewußt um einen neuen künstlerischen Ausdruck des Films bemüht sind, sich aufs tiefste beeindruckt zeigen. Einer der bedeutendsten Namen unter diesen italienischen Filmschaffenden ist der des vieldiskutierten Rossellini, und endlich war nun in Deutschland sein erster Nachkriegsfilm „Paisa“ zu sehen. In einer westdeutschen Großstadt ereignete sich allerdings das Seltsame, daß das Publikum nach der ersten Vorstellung rebellierte, so daß Polizei eingreifen und die erschrockene Theaterleitung den Film vom normalen Programm absetzen mußte, um ihn dann nur noch in einigen „Sondervorführungen“ einem interessierten und disziplinierten Publikum zu zeigen.

Und warum also die Aufregung? „Paisa“ — der Titel bedeutet wörtlich „einfaches Volk“, meint aber darüber hinaus das unbefragt von allem Kriegsgeschehen betroffene Volk — ist ein Dokumentarfilm aus der Zeit der alliierten Invasion in Italien, er enthält notwendigerweise auch Szenen, in denen deutsche Truppen auf ihren Rückzugskämpfen sichtbar werden. Sie führen sich in keiner Weise als Unmenschen auf, sind auch gar nicht negativer dargestellt als die Alliierten, sie sind einfach nur in der Lage der Verfolgten — aber offenbar gerade dies und die Tatsache überhaupt, daß hier noch kriegerische Handlungen gezeigt werden, hat in jenem rebellierenden Publikum empfindsame Saiten angerührt. Wenn das einer echten, inneren Ablehnung des Krieges und seiner Schrecklichkeiten schlechthin entstammte, so waren diese Empfindlichen darin in größerer Übereinstimmung mit den Absichten des Films, als sie selber ahnten; wenn sich jedoch nur eine jener üblichen, allzu „patriotischen“ und allzu „deutschen“ Empfindsamkeiten darin ausdrückte, so muß man darüber in Sorge geraten. Es wäre vor allem eine sehr oberflächliche Reaktion, welche den Film und seine eigentlichen Intentionen nicht im mindesten begriffen hätte.

Denn, wie gesagt, im Grunde ist dieser Kriegsfilm eine Anti-Kriegs-Propaganda, wie man sie sich eindrücklicher und ernster kaum vorstellen kann. In sechs großen Episoden hat Rossellini geschildert, was den Menschen durch die Verwüstungen des Krieges geschieht, wie sie erniedrigt und entwürdigt werden und physisch, moralisch und auch in einem letzten sublimen geistigen Sinn unter das Niveau des „Humanen“ geraten. Rossellini hätte seinem Film auch den Titel „Die Erniedrigten und Beleidigten“ geben können. Das an die Wurzel des Seins gehende innerlich Böse des Krieges ist hier sichtbar gemacht worden, freilich zugleich auch das unauslöschlich Gute, zutiefst Menschliche, das sich inmitten aller Verheerungen findet.

Der Film ist in seinen rein dokumentarischen Szenen, die sich innerhalb der Gesamtkomposition durch ihren wochen-